

Wir leben in einer Zeit der vielstimmigen Ich-Erzählungen, von überallher umschwirrt uns Stimmengewirr. Mit »Ich-Erzählungen« meine ich die Art von Geschichten, die eng um das »Ich« des Schreibenden kreisen, der mehr oder weniger verhohlen nur über sich und durch sich schreibt. Diese individualisierte Sichtweise, die Stimme aus dem »Ich«, halten wir für besonders natürlich, menschlich, authentisch, selbst wenn sie auf eine breitere Perspektive verzichtet. Wer in der Ich-Form erzählt, webt ein vollkommen einzigartiges Muster, hat als Individuum ein Gefühl von Autonomie, ist sich seiner selbst

und seines Schicksals bewusst.
Zugleich tritt dieses »Ich« aber in
Opposition zur Welt – und das kann zu
einer Entfremdung führen.

Ich denke, die Ich-Erzählung ist
überaus bezeichnend für unseren
gegenwärtigen Blick auf die Welt, bei
dem der einzelne Mensch die Stellung
eines subjektiven Mittelpunkts
einnimmt. Die westliche Zivilisation
fußt größtenteils auf der Entdeckung
des Selbst. Es ist einer der
entscheidenden Maßstäbe für die
Realität. Der einzelne Mensch ist der
Hauptakteur; sein Urteil – obzwar eines
unter vielen – besitzt Gültigkeit. Die Ich-
Erzählung scheint eine der größten

Errungenschaften der menschlichen Zivilisation zu sein; man liest sie ehrfurchtsvoll und befindet sie für glaubwürdig. Die Welt mit den Augen eines »Ich« zu sehen und sie in dessen Namen wahrzunehmen, stellt eine Verbundenheit mit dem Erzähler her wie keine andere Erzählweise. Durch sie werden wir in seine individuelle, einzigartige Lage versetzt.

Es kann nicht oft genug betont werden, was die Ich-Erzählweise für die Literatur, für die menschliche Zivilisation im Allgemeinen bewirkt hat: Sie machte die Erzählung über die Welt als einen Ort, an dem Helden oder Gottheiten ohne unseren Einfluss

handelten, zu unserer individuellen Erzählung und überließ so die Bühne Menschen wie uns. Zudem können wir uns mit Menschen, die so sind wie wir, leicht identifizieren – und diesem Umstand ist es zu verdanken, dass zwischen dem Erzähler und seinem Leser oder Zuhörer eine emotionale, auf Empathie beruhende Übereinstimmung entsteht. Empathie wiederum schafft Nähe, lässt Grenzen verschwinden. Nichts leichter, als in einem Roman die Grenzen zwischen Erzähler-Ich und Leser-Ich zu verwischen – ein »fesselnder« Roman zählt geradezu darauf, dass sie aufgehoben werden, dass der Leser, seiner empathischen Einfühlung zum

Dank, für eine gewisse Zeit zum Erzähler wird. Die Literatur ist somit zu einem Ort geworden, an dem Erfahrungen ausgetauscht werden, zu einer Agora, auf der jeder Einzelne von seinem Schicksal erzählen oder einem Alter Ego das Wort erteilen kann. Ein demokratischer Raum: Jeder und jede darf das Wort ergreifen, sich eine Stimme erschaffen. In der Geschichte der Menschheit haben sich wohl noch nie so viele Menschen mit Schreiben und Erzählen befasst wie heute – um das festzustellen, genügt ein Blick in die erstbeste Statistik.

Auf Buchmessen sehe ich jedes Mal, wie viele neu erschienene Bücher das